

<https://www.zeit.de/2010/48/Zeitungskiosk>

Im Kiosk. Was wären Zeitungen ohne Zeitungshändler?

Reportage über ein Zentralorgan der öffentlichen Meinung – und sein drohendes Ende.

Berlin-Friedenau, Donnerstagmorgen, kurz vor sieben. Vor dem Kiosk steht die Frau mit dem singenden Hund. Sie will die Zeitung und der Dackel den täglichen Hundekeks. Was singt er denn? „Die Arie vom hungernden Hund, sehr melodisch übrigens“, sagt Pelagia Petrick, die Kioskbesitzerin. Aber heute will er nicht singen. Der Dackel bekommt trotzdem seinen Keks, die Frau die Zeitung. Noch zehn Minuten bis zur Öffnungszeit.

Mit ihrem Mann wuchtet Frau Petrick die frischen Zeitungsbündel aus der Blechkiste vor dem Kiosk in den Laden. Tausende Seiten bedrucktes Papier, Abertausende Meldungen, Nachrichten und Analysen. Viele kluge Artikel, viele pointierte Meinungen, auch Texte, nach deren Lektüre man weinen möchte oder lachen. Oder vor Wut schreien.

Noch sind die Themen des Tages mit Paketschnur zusammengebunden, gleich wird Pelagia Petrick, Griechin, 59 Jahre alt, sie sorgsam in ihrem nur zehn Quadratmeter großen Kiosk verteilen, damit man jeden Titel ohne langes Suchen finden kann. Ihr Zeitungsladen ist einer von Hunderten in Berlin, einer jener Orte, die schon immer für das moderne Leben in der Großstadt standen. Die Kioske sind die Nachrichtenstützpunkte, an denen sich die Gehetzten und die Flaneure jeden Tag ihre Gesprächsthemen holen, an denen die Menschen die Lektüre bekommen, mit der sie die U-Bahn-Fahrt, das Frühstück oder einen einsamen Sonntag überstehen. Und doch werden viele dieser Stützpunkte des öffentlichen Lebens geschlossen. „Allein hier in der Umgebung haben drei meiner Kollegen dichtgemacht“, sagt Frau Petrick.

Ihr Mann muss jetzt los, zur Staatsanwaltschaft. Dort arbeitet er als Schreiberkraft, aber vorher holt er noch schnell Wasser für den Kaffee. Kaffee ist wichtig, er ist der Treibstoff für das soziale Unternehmen der Pelagia Petrick. Denn der kleine Zeitungsladen von Frau Petrick ist nicht nur ein Fenster zum Weltgeschehen, in dem man neben der *B.Z.* auch die *International Herald Tribune* und die aktuelle *Le Monde* kaufen kann. Der Kiosk von Frau Petrick ist auch ein Knotenpunkt, der die Nachbarschaft zusammenhält. Urform der Öffentlichkeit – die Straße trifft auf die mediale Welt. Man diskutiert das Wetter und die Schlagzeilen. Hier bilden sich Meinungen und verstärken sich Stimmungen. Hier werden Lektüretipps gegeben und Kritiken verteilt. Nachrichten werden ausgetauscht, die nie ihren Weg in die Zeitung finden: wie es der Frau von dem alten Zahnarzt nebenan geht. Wie man die Pflege der Schwiegereltern organisiert. Wo man Bilder eines in Berlin lebenden russischen Eremiten-Künstlers begutachten kann. Im Kiosk von Frau Petrick werden Wohnungen, Jobs und Partnerschaften vermittelt – und Schweinerippchen. Aber die kommen erst später.

Zunächst muss das Wasser in die Kaffeemaschine, die hinter der winzigen Theke steht. Vor der Theke steht der einzige Stuhl im Raum, hier können sich die Stammkunden hinsetzen, mit dem Rücken zu den sechs verschiedenen Fachzeitschriften für die Freunde der Modelleisenbahnen, und den Kaffee aus bunten Plastikbechern trinken. Pelagia Petrick hat fast ausschließlich Stammkunden. Morgens kommen die Eiligen, die auf dem Weg zur Arbeit sind und noch nicht mal Zeit zum Rauskramen von Münzen haben. Knapp dreißig Kunden zahlen ihre tägliche Zeitung entweder im Voraus oder am Monatsende. Die Mehrheit zahlt im Nachhinein, und manchmal verschwindet auch einer derjenigen, die am Monatsende zahlen wollten. „Deswegen ist mir die Vorauszahlung eigentlich lieber“, sagt Pelagia und lacht, nicht zu laut und nicht zu leise, etwas heiser. Bis vor wenigen Jahren, sagt sie, hat sie geraucht wie ein Schlot. Sie verkauft auch Zigaretten, Zigarillos und Tabak, und bei ihr im Kiosk dürfen die Kunden auch heute noch rauchen.

Ein Installateur im blauen Overall betritt den Laden und entschuldigt sich mit einem Lächeln, er habe heute wieder kein Geld dabei. Eine Packung Lucky XXL. Okay, okay, sagt Frau Petrick und notiert den Preis auf einen Zettel neben der Kasse. Manchmal wird ihr Kiosk auch zu einer Bank. Aber im Gegensatz zu den richtigen Banken nimmt Frau Petrick keine Zinsen und macht auch sonst nur wenig Gewinn. Rund achtzehn Prozent vom Verkaufspreis einer Zeitung gehen an sie. Für jeden verkauften *Tagesspiegel* etwa zwanzig Cent, für jede *ZEIT* fünfzig. Für die italienische *Vogue* immerhin zwei Euro. „Man muss Spaß an der Freude haben, sonst ist das hier nichts.“ Frau Petrick lacht wie zum Beweis und guckt dann doch ein wenig melancholisch. „Mit einem Kiosk wird man kein Millionär.“

Immer weniger Umsatz könne sie mit Zeitungen und Zeitschriften machen, deswegen werde sie wahrscheinlich auch keinen Nachfolger finden, wenn sie in ein paar Jahren in Rente geht. Ist die Krise der Zeitungen schuld? Nein, die *ZEIT* verkauft sich gut, auch die Zeitungen vom Springer-Konzern, der im vergangenen Jahr einen Gewinn von 314 Millionen Euro gemacht hat. Auch das weiß Petrick. So ist das nun mal, sagt sie, die ganz unten bekommen nur die Krümel vom Kuchen.

Dabei ginge es den Verlagen schlechter, wenn es nicht so engagierte Verkäufer wie Frau Petrick gäbe. Sie quatscht den Kunden nichts auf, aber Tipps gibt sie schon. Ein Mann um die fünfzig, wohl ein Lehrer, will nur einen *Tagesspiegel* kaufen, nimmt aber schließlich auch den *stern* mit, das Thema könnte ihn interessieren, hat ihm die Verkäuferin gesagt. Sie hat ein Gespür für die feinen Unterschiede zwischen den Lesern.

Hier in Friedenau gibt es einen der besten Bäcker der Stadt und den Friedhof in der Stubenrauchstraße, auf dem Marlene Dietrich und Helmut Newton beerdigt sind. Ein paar Straßen weiter wohnte vor vier Jahrzehnten die literarische Elite des Landes, Grass, Johnson, Frisch und Enzensberger. Heute wohnen die Künstler längst anderswo, es ist ruhig geworden in Friedenau, die Atmosphäre gutbürgerlich.

Eine alte Dame – „weit über neunzig“ – betritt den Kiosk, sie hat sorgsam onduliertes weißes Haar, trägt einen hellen Trenchcoat und spricht ein Deutsch, das man früher als geschliffen bezeichnet hätte. Sie ist die Witwe eines Arztes, der bereits vor Jahrzehnten gestorben ist, wird Frau Petrick später erzählen, und heute hat sie ein Anliegen. „Liebe Frau Petrick, ich möchte die *Morgenpost* nicht mehr lesen.“ Sie setzt sich auf den Stuhl vor der Kasse. Sie habe noch das Abonnement ihres Mannes, aus Urgroßvaterszeiten, aber jetzt habe sie beim Lesen Mühe, die breiten Seiten aufzuhalten. Es stehe ja auch nur noch unsinniges Zeug drin, und was anderes wäre auch mal schön. Frau Petrick geht mit der alten Dame die verschiedenen Berliner Tageszeitungen durch, liefert luzide Profile über deren politische Ausrichtung und den Unterhaltungswert. Die *taz* wird trotz handlichen Formats ausgeschlossen, ist zu politisch; schließlich geht die alte Dame mit der *Berliner Zeitung* nach Hause. Morgen wird man gemeinsam die Lektüre debattieren.

Laufkundschaft kommt. Ein kleines Mädchen schaut zur Tür herein. „Hallo, Pelagia, ich mache heute einen Ausflug mit der Kita.“ Schön, wohin es denn gehe. „Hm. Weiß ich nicht.“ Von der Straße hört man die Mutter rufen, der Bus fahre gleich ab, komm jetzt.

Ab halb elf wird es ruhiger, jetzt kann Frau Petrick in dem Buch lesen, das auf einem Stapel bunter „Schrottblättchen“ wartet: *Anastasios I. Die Entstehung des Byzantinischen Reiches*, geschrieben von dem Althistoriker Mischa Meier. Mit 13 Jahren ist sie aus Griechenland nach Deutschland gekommen, ihr Vater musste vor der sich ankündigenden Militärdiktatur fliehen. Nach der Schule studierte sie Altertumswissenschaften, später wollte sie Lehrerin werden, aber das sei dann doch nichts für sie gewesen, sagt sie. Nach ein paar Jahren als Hausfrau kam das Angebot vom Kioskbetreiber um die Ecke, eine Urlaubsvertretung. Sie blieb dann einfach, übernahm den Kiosk. Sie liebt bedrucktes Papier. Ja, und sie lese genau.

Besonders gründlich verfolgt sie die Berichterstattung über ihre Heimat Griechenland. In diesem Jahr musste sie besonders viele Artikel für ihr Archiv ausschneiden, und sie hat sich oft geärgert. Über die *Bild*-Zeitung sowieso. Aber auch über diesen *Focus*-Aufmacher. Eine junge Frau betritt mit ihrem grauhaarigen Vater den Laden, sie kauft einen *Tagesspiegel*, er hat sich aus einer Plastikbox vor dem Laden zwei gebrauchte Bücher genommen. Einige Stammkunden und Frau Petrick füllen diese Kiste, gegen eine Spende in die Kaffeekasse darf man sich bedienen. In der Kiste zeigt sich der Lektüre-Horizont der Nachbarschaft, von einfachen Krimis bis Herta Müller. „Könnte ich mir demnächst das Buch von Charles Taylor ausleihen, das Sie hier kürzlich gelesen haben?“, fragt der grauhaarige Mann.

Der Kiosk hat jeden Tag geöffnet, früher unter der Woche sogar von 6 bis 18 Uhr. Seit sie ihre Schwiegereltern pflegt, schließt Frau Petrick den Kiosk bereits um 13 Uhr. Sie hat dadurch eine ganze Kundengruppe verloren, die Schulkinder, die sich nach Unterrichtschluss die *Bravo* kaufen oder ein Päckchen Fußballbilder.

Jetzt regnet es, sagt ein Kunde, roter Pulli, *Morgenpost*. „Hat es ja auch schon so lange nicht mehr“, sagt sie, da ist der rote Pulli schon wieder draußen, lässt die Tür für einen Mann mit Baseballkappe offen. Die Baseballkappe guckt sich etwas unsicher im Laden um, streckt sich dann zu den Zeitschriften, die ganz oben auf der linken Seite liegen, weit über den Modelleisenbahnen. Die Pornos. Frau Petrick greift zu einer Plastiktüte, der Mann zahlt und verschwindet grußlos. „Die Pornokäufer kommen nicht von hier, so etwas kaufen die Leute nicht bei sich um die Ecke. Einmal habe ich einen meiner Stammkunden in einer Tankstelle getroffen, er stand mit Pornoheftchen an der Kasse und wurde ganz rot im Gesicht, als ich ihn begrüßte. Habe ihm gesagt, dass er die in Zukunft einfach bei mir kaufen soll. Ich verrate es ja auch nicht seiner Frau.“ Dass auch Frauen diese billigen Heftchen kaufen, verwundere sie jedes Mal wieder. Auf dem iPad könne man übrigens keine Pornoheftchen kaufen, hat Frau Petrick in der Zeitung gelesen.

„A gadget to die for?“ hat die internationale Ausgabe des britischen *Independent* heute als Schlagzeile auf ihrem Titel stehen. Es geht um die Selbstmorde chinesischer Fabrikarbeiter, die für Apple das iPad zusammenbauen. „*Sacrifici indispensabili per l'Italia*“ titelt *La Repubblica*, gemeint ist die Steuerdiskussion in Italien. *Land soll 26000 Stellen streichen* ist für die *Neue Osnabrücker Zeitung* das Thema des Tages.

Wer sich einmal durch den gesamten Inhalt von Frau Petricks Kiosk lesen wollte, der brauchte dafür sicher ein ganzes Jahr. Er wüsste danach alles über die Steuerdebatte in Italien, über brennende Autos in Hamburg, über die Tierwelt in der Antike, über das Comeback alter Motorboote und über Freizeit. *Freizeit Spaß*, *Freizeit Aktuell*, *Mehr Freizeit* und *Freizeit Total* heißen einige jener bunten Blättchen, die Petrick als „Schrott“ bezeichnet. Sie kosten nur 50, 80 Cent und berichten über „Krebsenthüllungen“ und „Ehedramen“ halbbekannter Mimen des Privatfernsehens. Nicht alles, was gedruckt wird, sagt Frau Petrick, die Papiersüchtige, muss auch gelesen werden. Eigentlich müsste man diese Frau in Seminare einladen, an einer Journalistenschule lehren lassen, so viel weiß sie über den Journalismus und seine Wirkung, über die Wünsche und Ängste von Lesern.

Ein Herr mit Brille, Schlabberhose und Adiletten betritt den Laden, Typ Privatgelehrter im Daheimmodus. Ob er mal kurz in die neue *ZEIT* reinschauen dürfe? Wenn da ein bestimmter Artikel drinstehe, kaufe er sie auch. Na klar, sagt Frau Petrick. Um was für ein Thema handle es sich denn? „Ich habe ein Buch geschrieben, heute soll eventuell eine Rezension dazu erscheinen.“ Der Mann blättert das Feuilleton auf, tatsächlich, die Rezension ist erschienen. Er zahlt, er strahlt und geht voller Erwartung: „Das könnte ein großer Tag für mich werden.“

Um zwölf wird es noch einmal voll in dem Kiosk am Südwestkorso, der ein Kiosk im ursprünglichen Sinne des persischen Wortes ist, eine Ecke, genauer: ein kleiner Eckbau, der aus einem großzügigen Wohnhaus aus der Gründerzeit ragt. Ein Ingenieur kommt, kauft die *Financial Times* und den *Freitag* und gibt Ausstellungstipps. Eine alte Frau in Plastikjacke setzt sich umständlich auf den Stuhl, trinkt einen Kaffee und spricht wenig. Eine andere Frau schenkt Frau Petrick einen Strauß Blumen. Zwei Hunde bekommen Hundekexse. Ein Taxifahrer mit ergrautem Pferdeschwanz kauft die *Süddeutsche Zeitung*, die *Abendzeitung* und die *Junge Welt*. Interessante Mischung. „Ja, wo steht die Wahrheit drin“, sagt er, schwieriges Thema, und verabschiedet sich mit einem oberbayerischen Dialekt, dem auch dreißig Jahre Berlin nichts anhaben konnten. Ein etwas älterer Mann im Cordsakko doziert inzwischen kenntnisreich über mittelalterliche Handschriften, da betritt noch einmal der Rentner den Laden, der vorhin schon einmal im weißen Kittel eine Zeitung geholt hatte. Es ist der Schweine-Rudi, auch Sülzen-Rudi genannt. Bis zum fünfzigsten Lebensjahr hat er als Schlachtermeister gearbeitet, dann bekam er eine Anstellung in der Staatsbibliothek West, Abteilung Ostasien. Dort hat er bis zur Pensionierung sogar Chinesisch und Japanisch gelernt. Tatsächlich? Er gibt eine Probe, sagt auf beiden Sprachen, dass das Wetter heute schlecht sei. Und dann überreicht er der Kioskbetreiberin die Schweinerippchen, um die sie den Sülzen-Rudi vorher gebeten hatte. Fast jeden Tag fährt der noch zum Großmarkt und besorgt frisches Fleisch. Man kann Bestellungen bei ihm aufgeben.

Jetzt muss Pelagia Petrick anfangen, die Remittenden zusammenzuschnüren und die Anzahl der nicht verkauften Zeitungen in Formulare einzutragen. Es gehe meist mehr zurück, als verkauft werde, sagt sie und bindet ein Band um einen dicken Packen. Die Hände von Pelagia Petrick sind nicht gerade zierlich, man sieht ihnen an, dass diese Frau sich seit vielen Jahren nicht schont. Zwei Stammkundinnen kommen und helfen ihr, die Zeitungsständer in den Laden zu tragen. Die Zeitungen, die Frau Petrick nicht verkaufen konnte, hat sie in den Blechkasten vor der Tür gestapelt. Der Fahrer des Vertriebs wird sie heute Nacht holen und gegen neue Schlagzeilen, neue Meldungen

austauschen, an denen jetzt noch geschrieben wird. Sie zieht den Bon aus der Kasse: 98 Kunden waren es heute. Nicht gerade viel. Im Durchschnitt seien es mehr, sagt Frau Petrick: „Aber bei dem Wetter würde ich am liebsten auch nicht aus dem Haus.“

Es ist 13 Uhr. Gleich wird Frau Petrick eine Verwandte zum Arzt bringen. Sie schließt das Scherengitter zu und nimmt ihren roten Korb, aus dem die Blumen und die Schweinerippchen ragen. Ihre großen Finger sind schwarz. „So ist das“, sagt Pelagia Petrick, „wenn man mit Schwarzware handelt.“ Von Tobias Timm, DIE ZEIT, 25. November 2010